

Unsere Jungs in Afrika

Wie Hamburg mit dem Kolonial-Terror umgeht: Das Deutsch-Ostafrika-Kriegerdenkmal ehrt die „Schutztruppe 1914-18“, die auch den vor 100 Jahren begonnenen Maji-Maji-Aufstand niederschlug. Während Künstler die Umgestaltung des Ensembles fordern, setzt die Stadt die Stadt auf Denkmalschutz

VON ANKE SCHWARZER

Das Gewehr geschultert marschieren sie in Reih und Glied hinter einem deutschen Kolonialisten her: Das Terrakotta-Relief mit den vier Askaris, afrikanischen Soldnern im Dienste der deutschen Kolonialarmee, hat Walter von Ruckteschell angefertigt. Heute steht es im Hamburger Stadtteil Wandsbek, im so genannten „Tansania-Park“.

Das zweiteilige, mit öffentlichen Geldern restaurierte „Deutsch-Ostafrika-Kriegerdenkmal“ ist ein Lehrstück über den Umgang mit der deutschen Kolonialgeschichte. Vor zwei Jahren war das Denkmal – trotz zahlreicher Proteste – feierlich wieder auf dem Gelände der ehemaligen Lettow-Vorbeck-Kaserne aufgestellt worden. Repräsentanten der Stadt Hamburg und des Bezirks Wandsbek sowie der CDU-Bundestagsabgeordnete Jürgen Klimke nahmen an der Einweihung teil, ebenso alte Männer mit schütterem Haar, die in Hitlers „Afrika-Korps“ gekämpft hatten.

Das Denkmal demonstriert nicht nur den Mythos des treuen Askari, sondern ehrt die „Schutztruppe 1914-1918“. Dieselbe Armee schlug vor 100 Jahren den Maji-Maji-Aufstand gegen das deutsche Kolonialregime in Ostafrika blutig nieder. Am Denkmal dieser Terror-Armee erwähnt zwar ein nachträglich angebrachtes Schild die unzähligen Opfer des Kolonialismus. Aber keine Gedenktafel, kein Kranz erinnert an den zweijährigen Maji-Maji-Krieg und seine Hunderttausende von Toten. Wie viele andere Kolonialverbrechen auch, wurde er in der deutschen Öffentlichkeit vergessen und verdrängt.

Allerdings gibt es auch noch diejenigen, die die Zeit des Kolonialismus bewusst hochhalten: Traditionsverbände ehemaliger Schutz- und Überseetruppen und des „Afrika-Korps“ nutzen den „Tansania-Park“ für Kranzniederlegungen. In dem Park steht neben dem Askari-Relief auch das zehn Meter hohe Schutztruppen-Ehrenmal für die in den

deutschen Kolonien gefallenen Soldaten.

„Anstatt einer Gedenkstätte, die zur Auseinandersetzung über ein lange verdrängtes Kapitel unserer Geschichte anregt, ist dort eine Pilgerstätte für Militäromstaliker entstanden“, sagt Heiko Möhle, der Geschäftsführer des Hamburger Eine-Welt-Netzwerkes, eines Dachverbandes von 70 entwicklungs-politischen Initiativen und kleineren Menschenrechtsorganisationen.

Auch die Künstlerin Hamimari Jokinen protestiert gegen die Anlage. Sie legte ein Alternativkonzept vor, für das sich allerdings weder die Hamburger Kulturbehörde noch der Bezirk Wandsbek interessierte. Jokinen, die für ihr multimediales Projekt afrika-hh.de vor

zwei Jahren den ersten Preis des Ideenwettbewerbs HafenCity 2003 gewonnen hat, konzipierte einen Park der Kolonialdenkmäler: Sie möchte alle Denkmäler dieser Art, die es in Hamburg gibt, auf dem Gelände der ehemaligen Lettow-Vorbeck-Kaserne versammeln und in drei Tableau-Installationen neu und unerwartete Sichtweisen ermöglichen. Keine großen Plätze oder erhöhte Podeste demonstrieren dann die Wichtigkeit und Macht der Kolonialherren. Keine runden Rasenformen oder Blumenbeete, wie sie jetzt vor Ort vorhanden sind, sorgen für Romantik und Nostalgie.

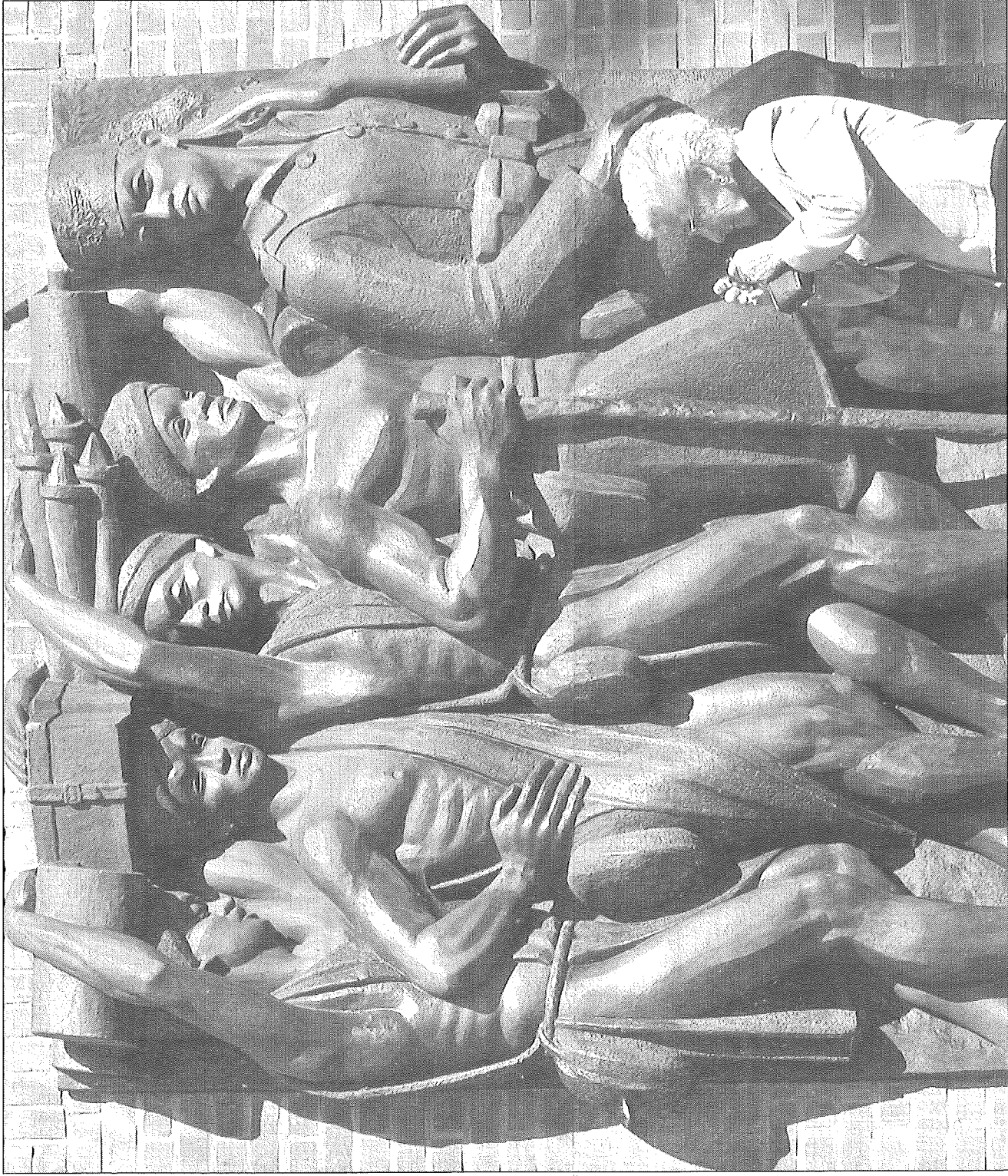
Stattdessen heben Besuchersockel die Betrachter auf Augenhöhe mit den Denkmalgesichtern, die eigentlich den

Blick nach oben gerichtet haben oder in die Ferne schweifen. Die Skulpturen werden mit ihrer Patina und Beschädigungen aufgestellt: Diese Spuren sind Zeitgeschichte und sollen unbedingt sichtbar bleiben, findet Jokinen: „Eine Restaurierung würde die Denkmäler kontraproduktiv erhöhen.“ In den ehemaligen Kasernengebäuden schwebt ihr ein Dokumentationszentrum für Hamburgische Kolonialgeschichte vor.

Mittlerweile hat der Senat einen Bebauungsplan für das ehemalige Kasernengelände erarbeitet. Wohnungen für rund 2.000 Menschen, ein bisschen Gewerbe und Grünflächen sollen dort entstehen, im Herbst wird ein städtebaulicher Wettbewerb ausgeschrieben. Allerdings: Der „Tansania-Park“ am Rande

des Geländes bleibe davon unberührt, heißt es aus der Behörde für Stadtentwicklung.

Das als denkmalwürdig eingestufte Ensemble aus ehemaligem Exerzierplatz und den umliegenden Kasernen soll nach dem Willen der Kulturbehörde erkennbar bleiben und unter Schutz gestellt werden. Die Eingänge der Gebäude zieren Keramikreliefporträts von Kolonialkriegern wie Hermann von Wissmann, Paul von Lettow-Vorbeck und Lothar von Trotha, der den Befehl zur Vernichtung der Herero und Nama im damaligen Deutsch-Südwestafrika erteilt hatte. Außerdem befinden sich an den Fassaden auch Abbildungen von Dolchen, Gewehren und Pickelhelmen. Heia Safari!



Ruhmreiche Vergangenheit: das „Deutsch-Ostafrika-Kriegerdenkmal“ im Hamburger Tansania-Park FOTO: DPA

Kein Denkmal für Rassisten

Hamburg und der deutsche Kolonialismus: Die öffentliche Auseinandersetzung wird möglichst tief gehängt, kritisiert Heiko Möhle vom Eine-Welt-Netzwerk Hamburg. Dafür gibt es auf den Friedhöfen Grabmäler, die die Kolonialherren in nachdenklicher Pose zeigen

taz: Inwieweit waren Hamburg und Norddeutschland mit dem Maji-Maji-Krieg verknüpft?

Heiko Möhle: Hamburg spielte als größter deutsche Hafen eine zentrale Rolle für die Kolonialwirtschaft, da hier die meisten Kolonialhandelsunternehmen saßen, etwa die Firma Woermann. Mit Dampfern der Deutsch-Ostafrika-Linie wurde damals zum Beispiel Baumwolle aus dem heutigen Tansania nach Hamburg transportiert. Der Baumwollanbau war auch einer der Gründe für den Maji-Maji-Aufstand, denn die Arbeiter mussten auf den Plantagen Zwangsarbeit leisten und erhielten einen kleinen Lohn erst dann, wenn die Baumwolle im Hamburger Hafen verkauft worden war. Das konnte bis zu einem Jahr nach der Ernte dauern.

Hamburg spielte aber auch militärisch eine Rolle. Vom Hamburger Baakenhafen aus sind Truppen und Waffen nach Ostafrika verschifft worden. In den Garnisonen Wilhelmshaven und Kiel waren Marinetaz: Inwieweit waren Hamburg und Norddeutschland mit dem Maji-Maji-Krieg verknüpft?

Heiko Möhle: Hamburg spielte als größter deutsche Hafen eine zentrale Rolle für die Kolonialwirtschaft, da hier die meisten Kolonialhandelsunternehmen saßen, etwa die Firma Woermann. Mit Dampfern der Deutsch-Ostafrika-Linie wurde damals zum Beispiel Baumwolle aus dem heutigen Tansania nach Hamburg transportiert. Der Baumwollanbau war auch einer der Gründe für den Maji-Maji-Aufstand, denn die Arbeiter mussten auf den Plantagen Zwangsarbeit leisten und erhielten einen kleinen Lohn erst dann, wenn die Baumwolle im Hamburger Hafen verkauft worden war. Das konnte bis zu einem Jahr nach der Ernte dauern.

Gibt es ansonsten noch Spuren des Maji-Maji-Krieges?

Nein, es gibt keine unmittelbaren Spuren, die man als solche noch erkennen kann. Aber einer der Protagonisten des Krieges, der Gouverneur Graf von Goetzen, ist auf dem Ohlsdorfer Friedhof in Hamburg beerdigt und dort auch mit einem Denkmal verewigt, das ihn in nachdenklicher Pose zeigt. Auf dem Denkmal wird auch darauf hingewiesen, dass er Gouverneur in Deutsch-Ostafrika war. Allerdings wird dort mit keinem Wort seine Beteiligung an diesem Krieg erwähnt, bei dem unter seiner Verantwortung hunderttausende Menschen ums Leben kamen.

Wie bewerten Sie den Umgang Hamburgs mit seiner Kolonialvergangenheit?

Es gibt eigentlich kaum einen Umgang damit. Die Debatte um den Tansania-Park hat gezeigt, dass der Hamburger Senat eifrig bemüht ist, jede öffentliche Diskussion über die Kolonialvergangenheit der Hansestadt möglichst tief zu hängen. Wir haben den Eindruck, dass eine öffentliche Auseinandersetzung darüber nicht gewünscht ist. In-

nerhalb des Senats fühlt sich niemand zuständig, sich zu diesem Thema öffentlich zu äußern. Hamburg, das jahrhundertlang von Europas Kolonialexpansionen profitierte, sollte heute eine Vorreiterrolle in der kritischen Auseinandersetzung mit der Vergangenheit spielen. Bislang ist aber das Gegenteil der Fall. Erst vor kurzem wurden prominente Plätze der Hafencity nach Kolonialen Eroberern wie Fernando Magellan benannt.INTERVIEW: ANKE SCHWARZER

„Das Tor zum Weltreich – Hamburg und der deutsche Kolonialismus“, Hafenrundfahrt, Freitag, 12. August, 17 Uhr, Anleger Vorsetzen (U-Bahn Baumwall, Ausgang Überseebrücke)



Heiko Möhle ist Geschäftsführer des Eine-Welt-Netzwerkes Hamburg und Herausgeber des Buchs „Brantwein, Bibeln und Bananen. Der Deutsche Kolonialismus in Afrika – eine Spurensuche in Hamburg“ (1999, Verlag Assoziation A)

DER MAJI-MAJI-KRIEG

Vor 100 Jahren, am 20. Juli 1905, rissen mehrere Frauen und Männer die verhassten Baumwollsträucher der deutschen Kolonialherren in Ostafrika aus der Erde. Eine Kriegserklärung. Es folgten weitere Attacken auf kleinere Städte, Plantagenbesitzer und Missionsstationen. Das deutsche Kolonialregime antwortete mit einer Terror-Politik der „verbrannten Erde“ gegen die Bevölkerung, die gegen die Maschinengewehre kaum eine Chance hatte: Ernten wurden vernichtet oder beschlagnahmt, Frauen vergewaltigt, so genannte Rädelsführer aufgehängt und ganze Dörfer niedergebrannt. Der Zaubertrank Maji-Maji, nach dem der Krieg später benannt wurde, half den Kämpfern nicht. Der Heiler Kinjikitile hatte die Nachricht verbreitet, dass die Medizin maji die Kugeln der Feinde wie Regentropfen von den Kriegern abperlen lassen würde.

Der Krieg im damaligen Deutsch-Ostafrika, das die heutigen Länder Tansania, Ruanda und Burundi umfasste, war eine der größten Erhebungen gegen die Kolonialisten und ihre afrikanisch-arabischen Verbündeten und sollte mehr als zwei Jahre dauern. Der tansanische Historiker Gilbert Gwassa schätzt, dass dabei zwischen 250.000 und 300.000 Menschen, ein Drittel der Bevölkerung, ums Leben kamen. Dagegen starben nur 15 weiße Europäer. In den Jahren vor dem Krieg war es unter dem Gouverneur Gustav Adolf Graf von Goetzen zu neuen oder verschärften Verordnungen gekommen:

Zwangsarbeit auf Baumwoll- und Sisalplantagen, Kopfsteuer, in Ketten gelegte Feldarbeiterinnen, Schläge mit der Nilpferdpeitsche, und dem Bambusstock, Steuer auf selbstgebranntes Bier, Landenteignung und eine Jagd- und Wildschutzverordnung, die viele traditionelle Jagdgewohnheiten der Ostafrikaner verbot.